

MICHAEL HESEMANN

Garabandal

WARNUNG UND WUNDER

media
maria



Michael Hesemann

GARABANDAL

Warnung und Wunder

media
maria

Die Bibelzitate stammen aus der revidierten Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift

© Katholische Bibelanstalt GmbH, Stuttgart 2016.

GARABANDAL

Warnung und Wunder

Michael Hesemann

© Media Maria Verlag, Illertissen 2022

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-9479314-6-0

eISBN 978-3-9479318-3-5

www.media-maria.de

Inhalt

Einleitung – Der Himmel spricht

1. Wie alles begann
2. Die Enttäuschung
3. Der Engel kehrt zurück
4. Die erste Untersuchung
5. Der Engel spricht
6. Die Gottesmutter erscheint
7. Der dreifache Ruf
8. Die erste Botschaft
9. Die »Entführung« der Seherin
10. Bei den Kiefern
11. Pater Luis und das Wunder
12. Enttäuschung über die Botschaft
13. Die Zeit der Wunder

14. Winter in Garabandal
 15. Die Nächte der Schreie
 16. Das Wunder der Eucharistie
 17. El Milagruco - »Das kleine Wunder«
 18. Das große Wunder
 19. Garabandal und das Konzil
 20. Die Krise
 21. Die Päpste-Prophezeiung
 22. Die Warnung
 23. Die letzte Botschaft
 24. Ein Lebewohl im Regen
 25. Reise nach Rom
 26. Pater Pio, die Heiligen und Garabandal
 27. Der Widerruf
 28. Warten auf das Wunder
 29. Eine Botschaft für unsere Zeit
 30. Reise nach Garabandal
- Nachwort - »Gott allein weiß es«

Anhang 1: Conchitas Foto

Anhang 2: Medizinische und psychologische Gutachten
über die Seherkinder

Literaturverzeichnis

Bildquellennachweis

Einleitung

Der Himmel spricht

Lange war es still geworden um die Marienerscheinungen von Garabandal und es setzten sich die Zweifler durch. Seit 2014 der blinde amerikanische Garabandal-Aktivist Joey Lomangino ausgerechnet am 53. Jahrestag der ersten Begegnung der vier Seherkinder mit dem Erzengel Michael verstarb, sahen viele darin einen Beweis, dass die Erscheinungen nicht wahr sein konnten. Immerhin hatte doch eines der vier Seherkinder, Conchita, in einer Eingebung gehört, dass Lomangino zum Zeitpunkt des endzeitlichen »Wunders« neue Augen bekommen und wieder sehen würde. Jetzt war er tot, ohne dass sich das Wunder ereignet hatte. War damit nicht auch der Glaube an die Übernatürlichkeit der Ereignisse von Garabandal unhaltbar geworden?

Doch auch das hatten die Seherkinder immer vorausgesagt: Vor der prophezeiten Endzeit würde sich etwas ereignen, das Garabandal gewissermaßen den Todesstoß versetzen würde.

Doch dann kam alles ganz anders.

Im März 2020 hatte die Corona-Pandemie auch Europa erreicht. Aus Sorge vor einer Überlastung des Gesundheitssystems und der Krankenhäuser wurde in fast allen Ländern ein gut zweimonatiger Lockdown verhängt.

Das Leben erstarrte: Schulen und Universitäten schlossen, die Gastronomie und der Handel kamen zum Erliegen, jede öffentliche Veranstaltung war verboten. Darunter fiel insbesondere auch das religiöse Leben: Nicht einmal zu Ostern, dem höchsten Fest der Christenheit, durfte das Messopfer öffentlich gefeiert werden. Wochenlang blieben die Kirchen geschlossen, mussten die Gläubigen sich damit begnügen, im Internet per Livestream die Messen des Papstes oder die Privatmessen einiger weniger engagierter Bischöfe und Priester zu verfolgen und geistlich zu kommunizieren.

Dass genau das in Garabandal angekündigt worden war, dass die Seherkinder von der Gottesmutter erfahren hatten, dass eine Zeit kommen würde, in der überall die Kirchen geschlossen und keine Heiligen Messen gefeiert würden, machte die Erscheinungen schlagartig wieder interessant. Etwas, was zur Zeit der Visionen, 1961-1965, noch völlig undenkbar erschien, war plötzlich wahr geworden. Damals, am 31. März 2020, erwähnte ich die Prophezeiungen von Garabandal in meinem viel zitierten Artikel »Marienerscheinungen und die Corona-Krise« auf der katholischen deutsch-österreichischen Nachrichtenseite kath.net, der zum meistdiskutierten und meistgeteilten Beitrag des Monats wurde. Die große Zahl an Anfragen von Lesern, die einfach mehr erfahren wollten, inspirierte mich zu diesem Buch. Immerhin ist es schon gut drei Jahrzehnte her, dass der große deutsche Garabandal-Experte Albrecht Weber, der am 15. November 2015 in Überlingen verstarb und in Garabandal beerdigt wurde, seinen Klassiker *Garabandal - Der Zeigefinger Gottes* veröffentlicht hatte. Dabei sind so viele Elemente der Prophezeiungen der Kinder erst heute zu verstehen, was wiederum darauf hindeutet, dass die vorausgesagten Ereignisse immer näher rücken.

Natürlich will, kann und darf ich als Historiker nicht das Urteil vorwegnehmen, das nur die Kirche allein über Garabandal fällen kann. Ihre derzeitige Einschätzung ist eine offene: *Non constat de supernaturalitate* - »Die Übernatürlichkeit steht nicht fest«. Es müssen sich zunächst die Prophezeiungen erfüllen, die von einer Warnung und einem Wunder sprechen, und das soll noch zu unseren Lebzeiten oder, genauer, zu Lebzeiten der heute 73-jährigen Conchita der Fall sein. »Sie werden glauben, wenn es zu spät ist«, sagte 1962 der größte Mystiker unserer Zeit, der stigmatisierte Kapuzinerpater Pio von Pietrelcina, voraus.

Doch sollte tatsächlich die »Mutter Gottes und unsere Mutter« (wie die Seherkinder sie nannten) in Garabandal erschienen sein, so besteht kein Zweifel, dass dies in Fortsetzung der Erscheinungen von Paris (1830), La Salette (1846), Lourdes (1858) und Fátima (1917) geschah. In Fátima warnte die Gottesmutter vor der Gefahr durch den Kommunismus und bat um die Weihe Russlands an ihr Unbeflecktes Herz, in Garabandal vor der nachkonziliaren Krise der Kirche, vor Apostasie und Abtreibung und rief zum Gebet für die Priester und zur Verehrung der heiligen Eucharistie auf.

Dabei hatte sich die Natur der Erscheinungen in den 44 Jahren zwischen Fátima und Garabandal stark verändert. Maria erschien sehr viel häufiger, ihr Kontakt zu den Mädchen war intensiver und familiärer. Über die Gründe mag man spekulieren, doch gewiss ist die größere Nähe kein schlechtes Zeichen. Wir haben sie bereits bei früheren (wenn auch ebenfalls nicht anerkannten) Erscheinungen erlebt wie in Heede (1937-1940) und Heroldsbach (1949-1952); sie setzt sich fort in den noch andauernden Erscheinungen von Medjugorje (ab 1981).

Beeindruckte in Fátima das große Sonnenwunder vor über 70 000 Zeugen, so sind es in Garabandal die Ekstasen der Kinder selbst, in denen sie der Gottesmutter und dem Erzengel Michael begegneten:

»Auf den Gesichtern der Mädchen lag ein Glanz überirdischer Schönheit. Viele Fotos und Videos beweisen das Strahlen der Mädchen. Sie begannen durch das ganze Dorf zu gehen, vorwärts und rückwärts, ohne auf den steinigen Wegen zu stolpern, immer mit stark zurückgebeugtem Gesicht. Oft bewegten sie sich so schnell, dass nicht einmal die jungen Männer des Dorfes mit ihnen mithalten konnten. Auch Levitationen gab es oder Änderungen des Gewichtes: So konnten zwei Männer ein Mädchen während der Erscheinungen nicht hochheben. Die Mädchen kamen oft von getrennten Orten auf innere Einsprechungen zusammen, trugen oft Kreuze in den Händen, die sie den Umstehenden zum Kuss reichten. Auch hielten sie oft Rosenkränze von Betern Maria zum Kuss hin. Unzählige Male hatten sie Dutzende von Rosenkränzen in der Hand, die sich gegenseitig verketteten, aber sie vermochten während der Ekstasen ohne Blick auf die Umstehenden jedem seinen eigenen Rosenkranz auszuhändigen. In der Ekstase zeigten sie keine Reaktion auf von außen auf sie einwirkende Reize: Sie wurden gezwickt, mit Nadeln gestochen, mit Streichhölzern gebrannt und man streute Sand in ihre Augen, ohne jede Reaktion. Sie waren mit ihren Sinnen wie entrückt.«

Ähnlich wurde schon das Verhalten der vier Seherkinder von Heede im Emsland, Grete (11) und Maria Ganseforth (13), Anni Schulte (12) und Susi Bruns (13), beschrieben, denen die Gottesmutter und das Jesuskind zwischen 1937 und 1940 an 105 Tagen erschienen war:

»Die Anwesenden sahen immer nur, wie die Kinder plötzlich auf die Knie fielen und in auffallend gestreckter Haltung ihre Augen fest auf einen bestimmten Punkt richteten. Vielfach waren die Kinder für äußere Sinneseindrücke - wie Lichtreflexe, Ansprachen oder Berührungen - ganz unempfindlich; manchmal reagierten sie jedoch z. B. auf Fragen. Sie änderten - auch wenn sie einander nicht sehen konnten - gemeinsam ihr Verhalten, sobald sich die Gottesmutter ihrem Blick entzog; und das geschah unabhängig davon, ob sie allein, unter sich oder von einer mehr oder weniger großen Menschenmenge umgeben waren«,

berichtet Dr. Heinrich Eizereif. Ähnliches wurde aus Heroldsbach in Franken berichtet, wo zunächst vier, dann sieben Mädchen zwischen 10 und 11 Jahren die Gottesmutter, Engel und Heilige sahen: »Die Sehermädchen bekreuzigten sich zugleich. Kaum war dieser Vers [des Salve Regina, d. Verf.] gesungen, da knieten ganz plötzlich, wie vom Blitz getroffen, alle Kinder nieder und machten das Kreuzzeichen.« Auch sie machten die Bewegung absolut simultan, während ihr Blick starr zum Himmel gerichtet war, und nahmen nach eigenen Angaben die Reize der Umgebung nicht mehr wahr. Doch erst in Medjugorje wurden diese Trancen mit modernsten wissenschaftlichen Instrumenten untersucht und die Seher von einem Wissenschaftlerteam unter Leitung von Prof. Henri Joyeux von der Universität Montpellier an Elektro-Enzephalografen und Elektro-Okulografen angeschlossen, um festzustellen, was während der Ekstasen in ihren Köpfen vorging. Dabei konnten die Experten jede Pathologie kategorisch ausschließen: Die Seher litten weder unter Epilepsie noch unter Halluzinationen, es gab auch keinerlei Hinweise auf einen psychotischen Zustand:

»Die Augapfelbewegung endet und beginnt [bei allen Sehern und Seherinnen] simultan, auf die Sekunde genau. Während der Ekstase findet eine direkte Interaktion zwischen den Sehern bzw. Seherinnen und einer Person statt, die wir nicht sehen. Das ganze Verhalten der Jugendlichen ist nicht pathologisch: Während der Ekstase sind sie in einem Zustand des Gebets und der interpersonalen Kommunikation. Die Seher und Seherinnen von Medjugorje sind keine Spinner oder Träumer, noch sind sie müde oder aufgeregt; sie sind frei und glücklich, zu Hause in ihrer Heimat und der modernen Welt. Die Ekstasen sind weder pathologische Zustände noch gibt es einen Hinweis auf einen Betrug. Keine wissenschaftliche Disziplin kann diese Phänomene angemessen beschreiben. Wir würden sie als Zustand des aktiven, intensiven Gebetes beschreiben, abgetrennt von der Wahrnehmung der äußeren Welt, ein Zustand der Kontemplation mit einer anderen Person, die nur sie allein sehen, hören oder berühren können.«

Da die Ekstasen der jugendlichen Seher und Seherinnen von Medjugorje (sie waren bei Beginn der Erscheinungen zwischen 15 und 17 Jahre alt, ein Junge war erst 10 Jahre alt) denen der Mädchen von Garabandal gleichen »wie ein Ei dem anderen«, ist es legitim, diese Diagnose auch auf sie zu übertragen. Schlossen die wissenschaftlichen Messungen in Medjugorje jeden Betrug kategorisch aus – gemessene Bewusstseinsveränderungen lassen sich nicht vortäuschen –, so muss das rückwirkend auch für Garabandal gelten. Die vier einfachen, kindlich-naiven Seherkinder hatten ja keine Vorbilder, an denen sie sich orientieren, denen sie nacheifern konnten. Sie kannten sicher die Erscheinungen von Fátima, aber keiner der gängigen Berichte beschreibt ausführlich genug das Verhalten der drei Hirtenkinder während ihrer Ekstasen. Heede und Heroldsbach wurden kirchlich nie anerkannt und waren (und sind bis heute) in Spanien nahezu unbekannt. Medjugorje ereignete sich zwei Jahrzehnte später und könnte allenfalls Garabandal kopiert haben, aber auch das schließt die wissenschaftliche Untersuchung kategorisch aus. So ist es sinnvoller, all diese Erscheinungen als Ausdrucksformen ein und desselben mystischen Phänomens zu verstehen, der Kommunikation und Interaktion berufener Kinder und Jugendlicher mit dem Himmel. Sie sind also als Einheit zu betrachten, als Teile einer Botschaft, die sich allmählich entfaltet und an uns alle gerichtet ist.

Seit Ende des Zweiten Weltkriegs hat es keine Zeit gegeben, in der sich die Krisen und Katastrophen derart häufen wie in unserer Zeit. Die Natur scheint aus dem Gleichgewicht geraten zu sein. Die Kirche befindet sich in der größten Krise ihrer Geschichte. Wir erleben einen massenhaften Abfall vom Glauben in der westlichen Welt. Immer deutlicher zeigt die Diktatur des Relativismus ihre

hässliche Fratze, werden die Vertreter traditioneller Werte diffamiert, zensiert oder mundtot gemacht. Die Pandemie forderte nicht nur Hunderttausende Todesopfer, sie wurde auch als Vorwand zur Beschneidung bürgerlicher Rechte bis hin zu den Rechten auf körperliche Unversehrtheit und Religionsfreiheit benutzt. Inmitten Europas brach ein Krieg aus, der das Potenzial hat, auf die Nachbarländer überzugreifen. Weltweit kommt es zu Versorgungsengpässen, zu Inflation und Geldentwertung, das Finanzsystem steht vor dem Kollaps, der Wohlstand ist bedroht wie nie zuvor. Eine sinistre Clique globaler Oligarchen rund um das Weltwirtschaftsforum in Davos nutzt die Krise, um uns in einen »Great Reset« zu zwingen, den Umbau unserer Gesellschaft in eine globalsozialistische Weltdiktatur. Bestehende Religionsgemeinschaften werden diffamiert und diskreditiert, weil sie und ihre Werte in dieser »schönen neuen Welt«, in der man »nichts besitzt, aber glücklich ist«, keinen Platz mehr haben. Noch nie in ihrer Geschichte hat die Menschheit besorgter, ja ängstlicher in ihre Zukunft geblickt - und das leider zu Recht.

Die Botschaft des Himmels, wie sie offenbar auch in Garabandal verkündet wurde, ist seine Antwort auf unsere Sorgen, unsere Ängste und unsere Gebete. Darum lohnt es sich umso mehr, ihr Gehör zu schenken. Vielleicht können wirklich nur noch eine Warnung und ein Wunder die Wende bringen, die notwendig ist, um die Welt zu retten. Ganz sicher aber enthält sie den Schlüssel zur Rettung unserer Seelen und zeigt uns den Weg zu Gott, der allein Herr unserer Geschichte, unser Ziel und unsere Zukunft ist.

Düsseldorf, 18. Juni 2022

61. Jahrestag der ersten Erscheinung von Garabandal

Michael Hesemann

1.

Wie alles begann

Der Norden Spaniens ist eine Region von rauher, karger Schönheit, ganz anders als der liebliche Osten, das trockene Zentrum oder der sonnendurchflutete Süden des Landes. Seit dem vierten Jahrhundert ist er christlich und blieb das sogar noch, als 712 die muslimischen Mauren das ganze Land besetzten mit Ausnahme der zerklüfteten Berge des Nordens, in denen christliche Ritter Zuflucht suchten und die Rückeroberung des Landes, seine Befreiung vom Islam, vorbereiteten. Einer von ihnen war König Alfons der Keusche, der im frühen 9. Jahrhundert Oviedo zu seiner Hauptstadt machte und dort eine mächtige Kathedrale errichten ließ, die er Christus, dem Erlöser (spanisch: *San Salvador*), widmete. Viele der kostbaren Reliquien, die aus dem ganzen Land vor den Mauren in Sicherheit gebracht und in einer Grube auf dem Gipfel des Berges Monsacro versteckt worden waren, ließ er in einer Seitenkapelle, der *Cámara Santa*, deponieren – darunter das *Sudarium Domini*, das Schweißstuch Christi, getränkt mit dem kostbaren Blut des Erlösers. Andere Reliquien, die Gebeine des Jüngers Jakobus und das Holz des wahren Kreuzes, legte er im äußersten Westen und Osten seines Reiches nieder: in einer Kirche nahe der Märtyrergräber von *Finisterre* (»Ende der Erde«), die er *Santiago de Compostela* (»Heiliger Jakobus vom Friedhof«)

nannte, und in einem Kloster am Fuße der höchsten Berge Kantabriens, des *Pico de Europa* (»Spitze Europas«), das er nach einem spanischen Heiligen benannte, der einst in der Jerusalemer Grabeskirche als Hüter der Kreuzreliquie gedient hatte: Santo Toribio de Liébana. Zunächst pilgerte ganz Asturien und Kantabrien, bald das ganze christliche Spanien und schließlich halb Europa auf der alten, römischen Küstenstraße über Santo Toribio und Oviedo nach Santiago, wo damals der erste Jakobsweg (heute: *Camino del Norte*) entstand. Erst als man zwei Jahrhunderte später einen breiten Streifen zum Landesinneren hin zurückerobert hatte, wurde ein bequemerer Pilgerweg über Burgos und León eingerichtet, der heute als *Camino Francés* oder »Jakobsweg der Franken« bezeichnet wird. Galt bis dahin *Quién visita Santiago y no al Salvador, sirve al criado y olvida al señor* (»Wer Santiago besucht und nicht San Salvador« - die Erlöserkathedrale in Oviedo mit der Herrenreliquie - , »dient dem Knecht und vergisst den Herrn«), waren Santo Toribio und Oviedo feste Stationen auf dem Weg zum »wahren Jakob«, dessen neue Grabstätte bei Finisterre die biblische Prophezeiung erfüllte (»Ihr werdet meine Zeugen sein in Jerusalem und in ganz Judäa und Samarien und bis an die Grenzen der Erde«, Apg 1,8), gerieten sie mit dem neuen Pilgerweg bald nahezu in Vergessenheit. Dabei ist Santo Toribio de Liébana, das Kloster mit der größten Kreuzreliquie Europas, nicht weniger als das spanische Golgotha, während Oviedo sein Jerusalem ist. Im Mittelalter waren Oviedo und Santo Toribio ebenso bedeutend wie Santiago de Compostela, was sich darin zeigt, dass die Päpste jedem der drei Wallfahrtsorte ein eigenes »Heiliges Jahr« mit besonderen Ablässen gewährten. In Santo Toribio findet es immer dann statt, wenn der 16. April - der Festtag des heiligen Toribius - auf

einen Sonntag fällt; das nächste Mal ist dies 2023 der Fall. Man erreicht das Kloster, wenn man auf der Küstenstraße von Oviedo nach Santander vor den »Picos de Europa« in Richtung Potes nach Süden abbiegt.

Exakt 19,61 Kilometer östlich des »spanischen Golgotha«, jenseits der 1434 Meter hohen, windumpeitschten Peña Ventosa und zu Füßen der 2024 Meter hohen Peña Sagra, liegt auf einem sanften tiefgrünen Hügelrücken des kantabrischen Gebirges, von Schluchten und Tälern umgeben, 497 Meter über dem Meeresspiegel das pittoreske Dorf San Sebastián de Garabandal. Es gehört zum Bistum Santander, das seit Jahrhunderten die Gottesmutter als »Unsere Liebe Frau, die wahrhaft auf den Bergen erschien« (*Nuestra Señora Bien Aparecida en la Montaña*) verehrt; ein Titel, der auf eine Erscheinung bei Laredo 1605 zurückgeht. In diesem Dorf lebten um 1960 gerade einmal 300 Menschen in 60 ärmlichen Hütten und Häusern, in der Regel aus grauem Naturstein errichtet und von blassroten Ziegeldächern bedeckt, die sich rund um ein karges, windschiefes romanisches Kirchlein kauerten.

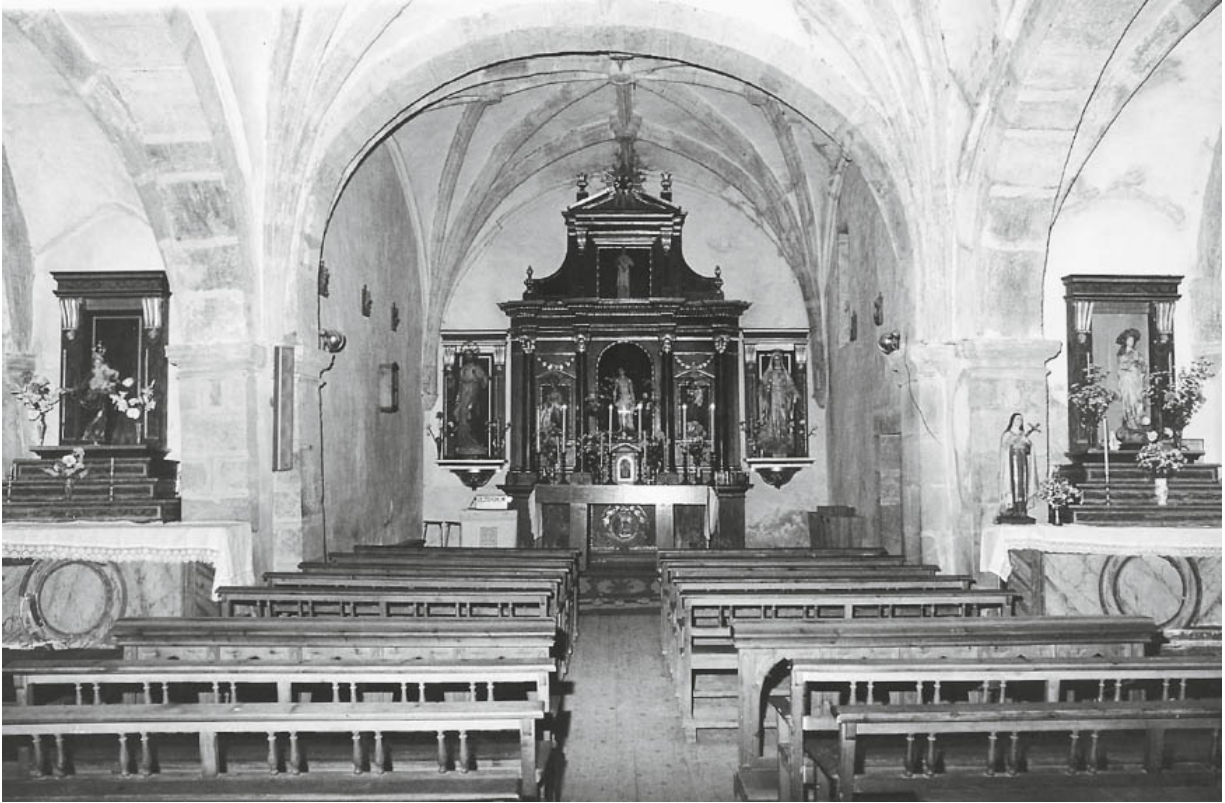


56 km Luftlinie südwestlich von Santander liegt San Sebastián de Garabandal auf einem Hügelrücken in den kantabrischen Bergen – hier ein Foto aus der Zeit der Erscheinungen

Im Innern schlicht gehalten, wird es allein durch einen barocken Hochaltar geschmückt, in dessen Zentrum die Statue des Dorfpatrons steht: des römischen Prätorianerhauptmanns Sebastianus, der um 288 von Kaiser Diokletian wegen seines Glaubens zum Tode verurteilt wurde und von numidischen Bogenschützen hingerichtet werden sollte; er überlebte das »Erschießungskommando«, um anschließend erneut seinen Glauben zu bekennen und im Circus mit Keulen erschlagen zu werden. Rechts und links flankieren Gipsstatuen von Jesus und der Gottesmutter den Hochaltar, zudem münden die beiden Seitenflügel der Kirche jeweils in einen bescheidenen Nebenaltar. Nichts davon ist wirklich sehenswert oder gar von kunstgeschichtlicher Bedeutung, doch es passt zu dem schmucklosen, scheinbar vergessenen Bergdorf wie zu dem bescheidenen Leben seiner Bewohner. Auch ihre Häuser waren ärmlich und verfügten noch zu Anfang der 1960er-Jahre nicht einmal alle über fließendes Wasser. Taten sie es doch, dann allenfalls über einen Wasserkran anstelle einer Dusche oder gar einer Badewanne. Als Toilette benutzten viele Bewohner bei gutem Wetter die umliegenden Felder, im Winter oder nachts den eigenen Stall. Es gab weder Telefon noch Fernsehen und Licht spendeten allenfalls einzelne Glühbirnen, zumindest dann, wenn es gerade Strom gab. Man schlief auf einfachen Schlafplätzen aus Laub und Stroh; ein Bett galt als ultimativer Luxus. Als einzige Wärmequelle fungierte die Feuerstelle, die zugleich als Herd diente.



Die Pfarrkirche und der Dorfplatz von Garabandal zur Zeit der Erscheinungen



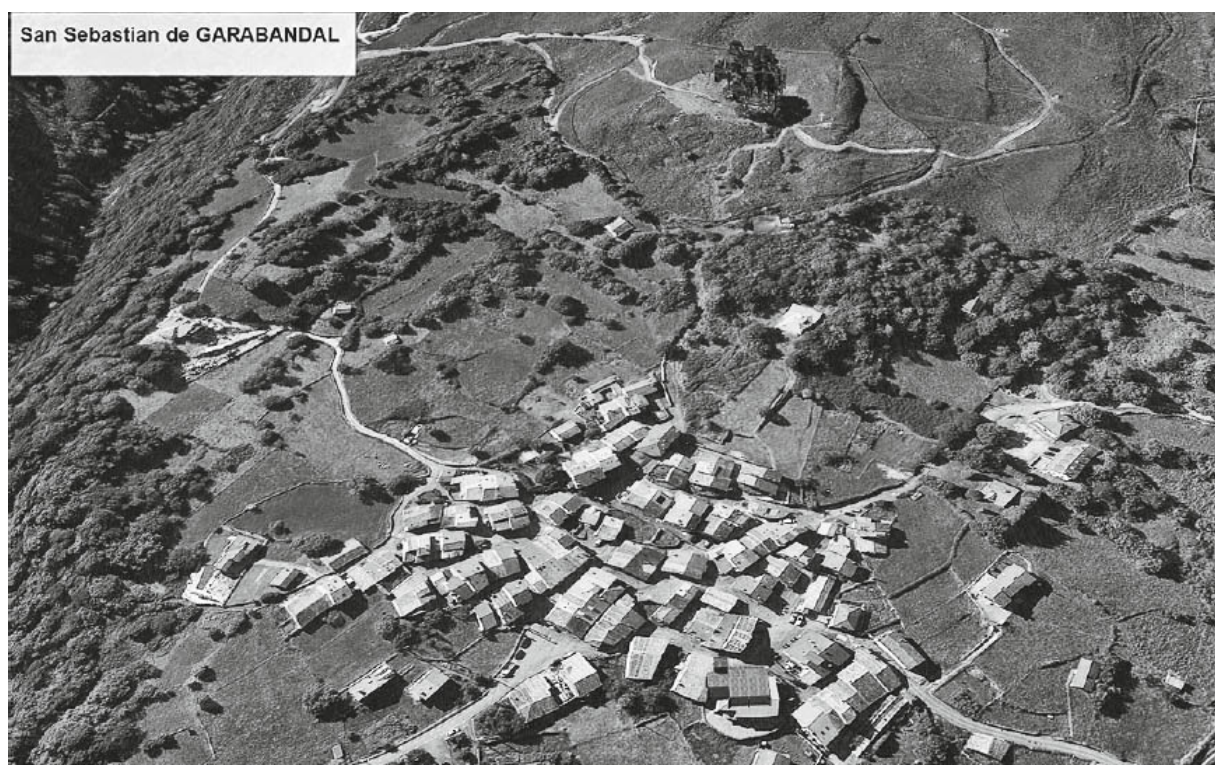
Das Innere der Dorfkirche von San Sebastián de Garabandal zur Zeit der Erscheinungen

Das Leben der Dorfbewohner war seit Jahrhunderten vom Lauf der Jahreszeiten bestimmt, von Aussaat und Ernte, von warmen, aber niemals heißen Sommern und kalten, immer regenreichen Wintern. Zumindest schützen die Berge das Dorf meist vor den kantabrischen Nebeln, sodass der Himmel nicht den ganzen Winter über grau ist. Doch grau war oft genug der Alltag seiner Bewohner, geprägt von harter Arbeit, von der selbst die Kinder nicht ausgenommen wurden. Das Läuten der Kuhglocken, das Muhen der Tiere und das Plätschern des Dorfbachs bildeten die Geräuschkulisse dieses selten beschaulichen Alltags. Schon immer drehte sich das ganze Leben um die Kühe, die im Frühling auf die Almen getrieben und im Winter in die Ställe geholt wurden, die Aussaat auf den Feldern und das Lagern der Ernte in den Scheunen.

Tagsüber brachten die Kinder den Vätern, die oben auf den Almen das Vieh hüteten oder auf den Feldern schufteten, das Essen, hüteten Schafe, fütterten das Vieh oder halfen bei der Ernte mit. Die Mädchen gingen zusätzlich noch ihren Müttern im Haushalt zur Hand. Erst abends verlagerte sich das Leben in die Hütten und Häuser, in denen die Frauen liebevoll das Essen in ihren einfachen Küchen zubereitet hatten, zu dem wärmenden Feuer, um das man herumsaß, dem Lachen der Kinder und dem gemeinsamen Gebet.

Noch vor 60 Jahren hatte Garabandal zwar zwei Schulen, eine für Jungen, die andere für Mädchen, doch ihre höchstens 20 Schüler verpassten oft genug aufgrund ihrer häuslichen Verpflichtungen den Unterricht. So kam es, dass sie meist nicht einmal fehlerfrei schreiben konnten, während sie zum Lesen ohnehin keine Zeit hatten. In Glaubensfragen wurden sie von ihren Eltern unterwiesen, weshalb sie meist nur über grundlegende Kenntnisse der Volksfrömmigkeit verfügten. So verlassen war das Bergdorf, dass es nicht einmal einen eigenen Pfarrer hatte. Nur einmal in der Woche, am Sonntagabend, kam ein Priester aus dem sieben Kilometer entfernten Nachbardorf Cosío zu Pferd nach Garabandal, um in der Kirche des heiligen Sebastian die Beichte zu hören und das heilige Messopfer zu feiern. Ein Arzt kam nur im Bedarfsfall und legte die Strecke zu Fuß zurück. Für Autos war das Bergdorf nur sehr schwer erreichbar. Der einzige, steil ansteigende Weg, der von Cosío zu ihm hinaufführte, war damals noch nicht asphaltiert. So war er im Sommer steinig und holprig, bei Regen schlammig und im Winter glatt. Weil es in Garabandal keine Geschäfte gab, mussten Lebensmittel und Brot in Cosío gekauft und zu Fuß oder auf dem Eselsrücken in einem etwa anderthalbstündigen Marsch in das Dorf transportiert werden. Man lebte

buchstäblich »am Ende der Welt«, weitgehend isoliert vom hektischen Treiben der Moderne, dem Licht und Lärm ihrer Städte, in natürlicher Isolation. Und so hatte sich das Leben der Dörfler über die Jahrhunderte kaum verändert, war es von den meisten Moden und Verwirrungen der Neuzeit verschont geblieben, hatte ihr abwechslungsarmes, bescheidenes Leben nur einen einzigen Fixpunkt: den Glauben.



Garabandal aus der Vogelperspektive - ganz oben die Kiefern, zu denen die *Calleja*, ein Hohlweg, führt

Wenn Spanien damals als eines der katholischsten Länder Europas galt, war Santander wiederum eine seiner konservativsten Diözesen. Garabandal aber wurde immer als das gläubigste Dorf der Diözese betrachtet, ein Ort, an dem in Jahrzehnten niemand ohne den Empfang der Sakramente starb und wo, wenn schon der eigene Pfarrer fehlte, die Gläubigen selbst das religiöse Leben in die Hand

nahmen. Jeden Mittag, wenn die Dorfkirche pünktlich um zwölf zum Angelus läutete, unterbrachen sie ihre Arbeit und fielen auf die Knie zum Gebet. Am späten Nachmittag, nach getaner Arbeit, traf man sich in der Kirche, um gemeinsam den Rosenkranz zu beten. Brach der Abend über das Dorf herein, ging eine Frau, die Laterne in der einen Hand, eine Glocke in der anderen, durch das Dorf, um die Nachbarn einzuladen, auch der Toten in ihrem Nachtgebet zu gedenken. Am Sonntag ruhte die Arbeit und man besuchte die Heilige Messe, bevor die Kinder spielen gingen und die Jugend des Dorfes unter den Vordächern der Häuser oder im Freien zum Klang des Tamburins fröhliche Lieder sang und tanzte. Restaurants oder Bars gab es keine, nur eine kleine Taverne; das soziale Leben fand, selbst bei schlechtem Wetter, im Freien statt. So ging es tagaus, tagein, als sei in Garabandal die Zeit stehen geblieben. Nur vom Hörensagen, bei ihren Besuchen in Cosío, erfuhren die Dorfbewohner von den Schrecken des Spanischen Bürgerkrieges, der Befriedung des Landes durch Generalissimo Franco, der fortan mit harter Hand regierte, vom Zweiten Weltkrieg oder dem anschließenden Kalten Krieg. Mehr bewegte sie der Tod des Friedenspapstes Pius XII., die Wahl des gütigen Johannes XXIII. und die Ankündigung eines Konzils, auf dem die Weltkirche beraten sollte, wie sie sich den Herausforderungen der Moderne stellt. Und dennoch war all dies für sie in weiter Ferne, berührte es ihren Alltag nicht, schien sich niemals etwas zu verändern in San Sebastián de Garabandal. Bis sich - urplötzlich und unerwartet - der Himmel öffnete und nichts mehr sein sollte, wie es früher einmal war.



Garabandal heute, von der Erscheinungsstätte aus gesehen

Es begann alles mit einem Spiel. Der 18. Juni 1961 war ein Sonntag, der seinem Namen alle Ehre machte, denn er war sonnig und warm. Wie an jedem Sonntag, so war Valentín Marichalar, der Pfarrer von Cosío, auch an diesem Tag auf dem Pferderücken hinauf nach Garabandal gekommen, um in der Dorfkirche die Sonntagsmesse zu feiern. Nach dem Schlussesegnen trafen sich die Dorfbewohner auf dem Dorfplatz, um wieder einmal allerlei Belanglosigkeiten auszutauschen: Es ging um das Vieh, den Zustand der Weiden oben auf den Almen oder das Wetter – die dringliche Frage, ob es in den nächsten Tagen wieder regnen würde oder nicht. Die Kinder dagegen vertrieben sich die Zeit mit unschuldigen Spielen.

Eines der Kinder war die zwölfjährige Conchita González González¹, die jüngste von vier Geschwistern, die mit drei Brüdern aufwuchs und trotzdem nie die »kleine Prinzessin« ihrer Familie war. Ihr Vater war schon früh verstorben und so musste ihre Mutter Aniceta die vier Kinder allein durchbringen, was harte Arbeit auf den Feldern bedeutete. Da musste die ganze Familie mithelfen, Conchita inklusive, die, anders als ihre Brüder, zusätzlich ihrer Mutter beim Kochen und bei der Hausarbeit half. Sie war groß und schlank, größer als die anderen Mädchen ihres Alters, und hatte ihre langen schwarzen Haare zu zwei Zöpfen geflochten, während die meisten ihrer Freundinnen praktische Kurzhaarfrisuren trugen. Ihre dunkelbraunen Augen leuchteten warm und spiegelten ihr freundliches, ja herzliches Wesen wider. Ansonsten galt sie als stilles, folgsames, bescheidenes Mädchen, bei dem nur manchmal der Schalk durchkam, etwa wenn sie mit ihrer Cousine Lucía Fernández zusammen war und den einen oder anderen Schabernack ausheckte. Man sah ihr an, dass sie einmal eine echte Schönheit werden würde.

Ihre beste Freundin war die zehnjährige Mari Cruz González Barrido², ein schmales Mädchen, dessen kurze, von ihrer Mutter geschnittenen Haare sie eher burschikos erscheinen ließen. Ihre Eltern, Escolástico und Pilar, waren ärmer als die der meisten anderen Kinder, was sie immer ein wenig verlegen machte. Ihr Vater kränkelte und haderte mit seinem Schicksal, während ihre Mutter umso besorgter um die Zukunft ihrer Kinder war. Sie gehörte gewissermaßen zur Unterschicht des Dorfes und auch ihr religiöser Eifer hielt sich in Grenzen, was ihre Marginalisierung nur noch verstärkte.

»Komm, lass uns ein paar Äpfel pflücken«, flüsterte Conchita ihr zu. »Oh ja!«, antwortete Mari Cruz. »Im

Garten des Lehrers wachsen die besten!«, wusste ihre Freundin. »Aber sag niemandem etwas davon!«³

Doch kaum entfernten sich die beiden Mädchen von der Gruppe, fragten die anderen Kinder, wo sie denn hingehen würden. »Dahinten hin!«, erwiderte Conchita bewusst vage. Sie glaubte, dass niemand ihr und Mari Cruz folgen würde. Auf dem Weg zum Lehrer-Grundstück, das am Südrand des Dorfes lag, überlegten die beiden Mädchen, wie sie am besten über die Mauer klettern und die Äpfel stehlen könnten. Dort angekommen, machten sie sich ans Werk. Sie genossen das kleine Abenteuer, das ein wenig Abwechslung in ihr monotones Landleben brachte. Doch kaum hatten sie genug Äpfel eingesammelt, bemerkten sie, wie drei Mädchen nach ihnen suchten. Eines von ihnen war Jacinta González González⁴, die nur zwei Monate jünger als Conchita, aber einen halben Kopf kleiner war. Mit ihrem rundlichen Kindergesicht unter der Pilzkopffrisur konnte sie herzlich schalkhaft lachen, auch wenn sie sonst ein eher scheues Mädchen war. Sie wuchs mit sieben Geschwistern bei ihren tiefgläubigen Eltern Simón und María auf. Bei ihr war María Dolores Mazón González⁵, das kleinste der vier Mädchen, obwohl sie nur vier Tage jünger als Jacinta und ebenfalls zwölf Jahre alt war, dabei ziemlich selbstbewusst und von leicht gedrungener Gestalt. Sie wurde auch Mari Loli oder einfach Loli genannt und war das zweite von sechs Kindern des Ehepaares Ceferino und Julia. Ihr Vater war der Ortsvorsteher und besaß neben einem kleinen Stück Land auch die einzige Taverne von Garabandal. Ein drittes Mädchen namens Ginia begleitete sie.

»Conchita, du klaust ja Äpfel!«, rief Jacinta ihr mit gespielter Empörung zu.

»Sei still«, zischte Conchita, »wenn du hier rumbrüllst, hört dich noch die Frau des Lehrers und erzählt meiner Mutter davon!«

Aus Angst, jemand könnte sie sehen, ging sie in die Hocke und versteckte sich zwischen den Pflanzen eines kleinen Kartoffelfeldes, das an das Grundstück des Lehrers grenzte. Mari Cruz dagegen lief davon, so schnell sie konnte.

»Bleib stehen, Mari Cruz!«, rief Loli ihr nach. »Wir haben alles gesehen und werden es dem Besitzer sagen.«

Das Mädchen hielt inne, drehte um und kehrte zu seiner Freundin zurück. Jetzt kam auch Conchita aus ihrer Deckung hervor. Für einen Augenblick waren sie zu fünft. Dann hörte Ginia, wie ihre Eltern nach ihr riefen und rannte davon. Nun nur noch zu viert, standen die Mädchen zusammen und diskutierten das Geschehen, bis Conchita die anderen überzeugte, ihr beim Äpfelklauf zu helfen.



Die vier Sehermädchen von Garabandal: Conchita (12), Mari Cruz (11), Loli (12) und Jacinta (12)

Sie waren ganz in ihren Kinderstreich versunken und hatten jede Menge Spaß dabei, als die Stimme des Lehrers die Stille durchbrach. »Concesa, geh mal in den Garten und verscheuche die Schafe«, sagte er zu seiner Frau, »sie treiben sich wieder bei dem Apfelbaum herum!« Die vier konnten sich das Lachen kaum verkneifen. Schnell stopften sie sich die Taschen voll und rannten davon, um in einiger Entfernung ihre Beute zu genießen.

Kaum hatten sie die *Calleja* erreicht, den steinigen alten Hohlweg, der von den Weiden zum Dorf und zur Straße nach Cosío führt, begann der Apfelschmaus. »Die sind ja noch sauer!«, nörgelte Jacinta. »Hör auf, dich zu beklagen«, erwiderte Conchita, um trotzig zu flunkern: »Mir schmecken sie!«

In diesem Augenblick durchbrach lautes Donnern die ländliche Idylle. »Hört ihr das?«, fragte Mari Cruz. »Ja, es hat gedonnert!«, bestätigte Mari Loli. »Das heißt, dass es regnen wird«, prophezeite Conchita. Sofort richteten sich die Blicke der vier Mädchen auf die Peña Sagra, die oft genug von dunklen Regenwolken gekrönt war, doch dort war kein Wölkchen zu sehen. Ebenso wenig über den Bergen im Westen, wo viele Unwetter ihren Ursprung hatten. Im Dorf schlug eine Uhr - es war 20.30 Uhr.

Der Donnerschlag erinnert an das, was Bernadette Soubirous berichtete, als sie am 11. Februar 1858 am Ufer des Flusses Gave mit zwei anderen Mädchen aus Lourdes Holz sammelte. »Plötzlich hörte ich ein lärmendes Geräusch«, erinnerte sie sich später. »Ich schaute zum Wald hinüber, doch die Bäume bewegten sich nicht. Dann erhob ich meine Augen zu der Grotte [am Ufer des Flusses] und ich sah eine Frau, in Weiß gekleidet, mit einem himmelblauen Gürtel und einer gelben Rose auf jedem

ihrer Füße, in derselben Farbe wie die Perlen ihres Rosenkranzes ...«

Auch die Kinder von Fátima vermuteten zunächst ein Gewitter, als sie am 13. Mai 1917 beim Schafehüten mittags um zwölf in der Cova da Iria (»Mulde der heiligen Irene«) von einem Lichtblitz geblendet wurden. Sie wollten schon die Herde zurück in den Stall treiben, als ein noch grellerer zweiter Blitz ihre Aufmerksamkeit auf eine nahe gelegene Korkeiche lenkte, über der eine wunderschöne, weiß gekleidete Frau in einem hellen Licht schwebte. Sie würde fortan an jedem 13. eines Monats mittags um zwölf zurückkehren, bevor am 13. Oktober ein Sonnenwunder auch die hartnäckigsten Skeptiker von der Übernatürlichkeit des Geschehens von Fátima überzeugte.

Diese Wetterphänomene haben biblische Parallelen, nicht nur im Blitz und Donner, in dem Gott selbst auf dem Berg Sinai dem Mose erschien und sein Gesetz diktierte. Auch in der Apostelgeschichte beginnt das Pfingstereignis, die Herabkunft des Heiligen Geistes, mit einem gewitterähnlichen Phänomen: »Da kam plötzlich vom Himmel her ein Brausen, wie wenn ein heftiger Sturm daherfährt, und erfüllte das ganze Haus, in dem sie saßen« (Apg 2,2). Damals war es, als der Apostel Petrus in Ekstase⁶ den Propheten Joel zitierte:

»In den letzten Tagen wird es geschehen, so spricht Gott: Ich werde von meinem Geist ausgießen über alles Fleisch. Eure Söhne und eure Töchter werden prophetisch reden, eure jungen Männer werden Visionen haben, und eure Alten werden Träume haben. Auch über meine Knechte und Mägde werde ich von meinem Geist ausgießen in jenen Tagen, und sie werden prophetisch reden. Ich werde Wunder erscheinen lassen droben am Himmel und Zeichen unten auf der Erde [...]« (Apg 2,17-19).

Mit der Quelle von Lourdes, die von Bernadette unter der Erscheinungsgrotte freigelegt wurde und deren Wasser seitdem Tausende heilte, aber auch mit dem Sonnenwunder

von Fátima scheint sich die Prophezeiung der »Wunder am Himmel und Zeichen auf der Erde« erfüllt zu haben. Pfingsten wurde zur Geburtsstunde der Kirche. Und doch traf es selbst die Jünger Jesu völlig unerwartet und überraschend wie Jahrhunderte später die kleine Bernadette oder die Hirtenkinder von Fátima. Dabei waren sie nicht allein; ausdrücklich erwähnt die Apostelgeschichte die Anwesenheit der Gottesmutter Maria im Abendmahlssaal von Jerusalem, dem »Obergemach«, in dem sich auch das Pfingstereignis zutrug. Dort, »in einer Atmosphäre des Hörens und des Gebets, ist sie gegenwärtig, bevor die Türen weit geöffnet werden und sie beginnen, Christus, den Herrn, allen Völkern zu verkündigen und sie zu lehren, alles zu befolgen, was er geboten hat«, wie es Papst Benedikt XVI. in seiner Ansprache vom 14. März 2012 erklärte. Dort, wo sich Kirche ereignet und der Himmel offenbart, ist die Mutter der Kirche nahezu selbstverständlich präsent.